

Unsympathen

Hype Ronja von Rönne ist eine starke Stimme ihrer Generation. Die flotte Schnoddrigkeit zum Roman aufzublasen war allerdings keine ganz so gute Idee

■ **Marlen Hobrack**

Diese Rezension versucht ohne die Begriffe „schön“ und „jung“ auszukommen. Als Attribute für die Autorin. Nicht weil diese nicht schön oder jung wäre (schon in die Falle getappt!), sondern weil Texte über Maxim Biller oder Clemens Setz ja auch sehr gut ohne Schilderung ihrer Physiognomie auskommen. Also, man könnte viel über das Aussehen der Autorin sagen, und steckte dann eben in einer Falle, aus der der Feminismus eventuell befreien könnte. Aber auch darüber wollen wir nun nicht schreiben. Und überhaupt! Es geht hier um einen Roman!

Wir kommen, also. Das ist übrigens keine sozialistische Form des Sexualratgebers, sondern eben der Romantitel. Wer oder was kommt da? Nora und die ihr polyamorös verbundenen Freunde Leonie, Karl und Jonas samt Kleinkind, von dem niemand weiß, wer denn nun eigentlich der Vater ist, fahren ans Meer in eine kleine Hütte. Sehr schnell bricht das Arrangement aus gegenseitiger Liebhaberschaft auseinander. Dass das so schnell geschieht, liegt weniger an der Dynamik der Figurenkonstellation, als vielmehr einfach daran, dass der Text möglichst schnell zum Ende kommen will.

Anwesend und abwesend

Ronja von Rönne sagte in einem Interview, ihre Charaktere seien ihr durch und durch unsympathisch gewesen. Das merkt der Leser. Es ist nichts Schlechtes, wenn einem der eine oder andere Charakter beim Schreiben oder Lesen unangenehm ist, man kann sogar eine regelrechte Lust an der Verkommenheit, Langweiligkeit, Spießigkeit einer Figur verspüren. Mit ein bisschen mehr Psychologisierung und dank des Talents der Autorin für Komik hätte aus dem Text eine Art *Gott des Gemetzels* werden können: über rumgeisternde Halbgescheiterte, deren Soziologiestudium oder das Geld ihrer Eltern die nächsten fünf Jahre ihrer Existenz absichert. Erst als einer der Männer, Jonas, mit der kleinen Emma-Lou verschwindet, gewinnt die Ge-

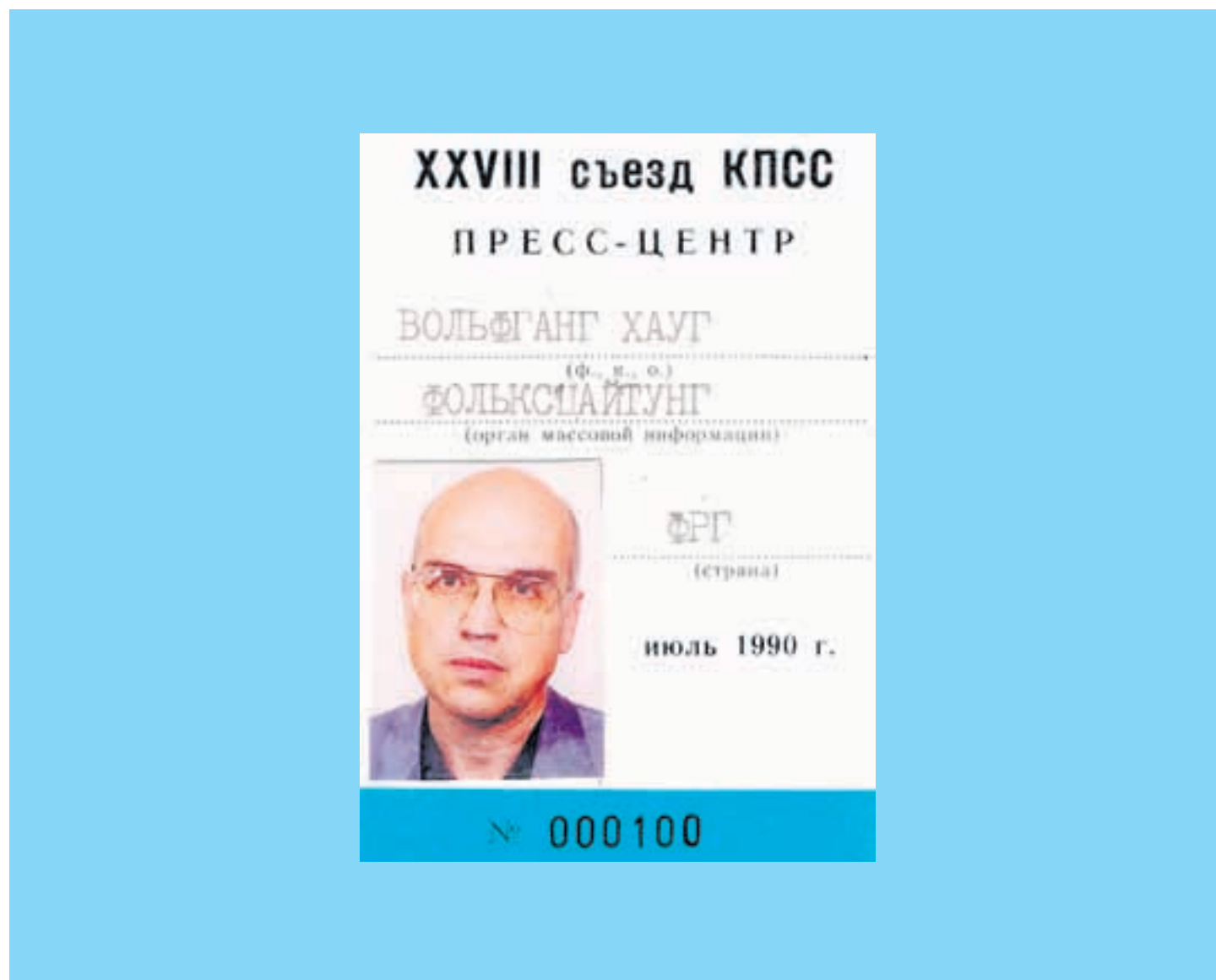
schichte doch an Fahrt. Plötzlich fühlen die Charaktere etwas. Sie sind hilflos, weil sie ihre Smartphones zerstört haben, können keine Polizei kontaktieren und ohne Siri-Assistentin weiß keiner, was zu unternehmen ist.

Und dann ist da noch die Geschichte der ominösen Maja, die ewig im Kopf der Erzählerin rumgeistert, die am deutlichsten anwesend ist, weil sie abwesend ist. Aber auch die Maja-Passagen wirken nicht auserzählt, nicht fertig. Dabei ist diese kleine Maja eigentlich ziemlich durchtrieben, abgründig. Man hätte ihr eine fiese Perversion andichten sollen, ein wenig mehr Sadismus. Überhaupt, möchte man dann doch anmerken, dass dem Text, der doch immerhin eine Ménage à quatre schildert, völlig der Sex fehlt. Einmal, da passiert er schon, aber eben nicht so richtig schlüpfrig. Papier kann so steril sein.

Man könnte nun sagen, dass der talentierten Autorin wohl einfach die Zeit fehlte, einen reifen Text zu schreiben. Zumal man den Eindruck hat, dass auch das Lektorat nicht allzu gründlich war. Wenn fünf Absätze auf einer Doppelseite mit „Später ...“ beginnen, kann man natürlich behaupten, dass das so beabsichtigt ist. Dass die Aneinanderreihung von belanglosen Ereignissen genau so geschildert werden muss. Aber stilistisch überzeugt das nicht.

Dabei gibt es eine Ebene im Roman, die nicht enttäuscht. Die genau jene Ronja von Rönne zeigt, die man aus ihren *Welt*-Kolumnen kennt, oder ihren Facebook-Einträgen. Schnodderig, ironisch, cool. Womöglich ist sie damit tatsächlich die Stimme ihrer Generation (was natürlich ein bescheuertes Label ist): „Ich weiß noch nicht, was ich heute Abend mache. Vielleicht markiere ich etwas mit ‚Gefällt mir‘.“ Aber vielleicht sollte man einfach gar nicht erst versuchen, diesen Stil auf Gerade-so-Romanlänge auszuwalzen, vielleicht sollte man den Mut haben, Kurz- und Kleinstgeschichten zu erzählen. Es muss doch nicht immer ein Roman sein.

Wir kommen Ronja von Rönne
Aufbau Verlag 2016, 208 S., 18,95 €



Haug's Korrespondentenausweis beim 18. Parteikongress der KPdSU im Jahr 1990

FOTO: WOLFGANG FRITZ HAUG

Materialgesättigt

Tagebuch Wie der Philosoph Wolfgang Fritz Haug auch ohne Ostblock ein Marxist blieb

■ **Michael Jäger**

Wolfgang Fritz Haugs Aufzeichnungen, das Tagebuch und *Werkstatt-Journal* eines Intellektuellen, sind nahezu 900 Seiten dick. Sie reflektieren fast nur öffentliche Vorgänge und politische Gespräche aus der Zeit zwischen 1990 und 2000. Das war nicht irgendein Jahrzehnt, sondern da begann sich eine neue Welt ohne Ostblock zu formen. Haug gehörte zu denen, die es als existenzielle Krise erfuhren, denn er hatte auf den innersozialistischen Reformversuch Michail Gorbatschows gehofft, sah sich getäuscht und blieb trotzdem Marxist.

Er legt minutiöse Berichte und vielfache Deutungsanstrebungen zum Zusammenbruch der bipolaren Weltordnung vor. Der Zeitrahmen ist gut gewählt, denn es bedurfte noch des NATO-Kriegs gegen Slobodan Milošević Jugoslawien am Ende des Jahrzehnts, um auch die letzte Karikatur eines „realen Sozialismus“ in Europa vollständig auszulöschen. Die innenpolitische Seite macht Haug am Schicksal Oskar Lafontaines deutlich, der 1990 als Kanzlerkandidat der SPD und neun Jahre später als Bundesfinanzminister scheiterte: Wie sein „Projekt in der Wiedervereinigung, so ist es jetzt im Krieg untergegangen“.

Gefühlte Vergeblichkeit

Diese „Jahrhundertwende“ bedeutete für westdeutsche marxistische Intellektuelle, dass die Arbeitszusammenhänge einer beginnenden Erneuerung des Marxismus, die über mehr als zwei Jahrzehnte fruchtbar gewesen war – so im Brückenschlag zur neostrukturalistischen Philosophie –, quasi über Nacht zusammenbrachen. Haug selbst muss nicht selten „Anflüge des Gefühls völliger Vergeblichkeit meiner hiesigen Arbeit“ niederkämpfen. Die Dimension des Verlusts macht ein Vergleich deutlich, den er 1999 anstellt: „Als Karl Korsch, Bertolt Brecht und Walter Benjamin einen Arbeitskreis über Heidegger planten und mit Otto Neurath und Rudolf Carnap, dem Psychologen Kurt Lewin und dem Physiker Hans Reichenbach sich austauschten, da bildete sich ein Laboratorium neuen Denkens mit vielversprechenden Ansätzen und Impulsen.“ Nazismus, Zweiter Weltkrieg und Kalter Krieg machten diesem Denken den Garaus. Die staatssozialistische Metaphysik

des Marxismus-Leninismus „und der unfruchtbare Leerlauf der Analytischen Philosophie sind entgegengesetzte Sackgassen, die im 20. Jahrhundert enden“.

Haug, der am 23. März 80 Jahre alt wurde, ist als Philosoph an der Tradition orientiert, unter Materialismus auch Material-sättigung der Texte zu verstehen. Stets changiert sein Nachdenken zwischen politischen und kulturellen Ereignissen, die er teils direkt erlebt – etwa wenn er 1990 im Auftrag der sich bildenden *Freitag*-Redaktion nach Moskau reist, um den 18. Parteikongress der KPdSU zu beobachten –, teils sich aus Büchern und Aufsätzen, aber auch aus vielen Magazinen, Tages- und Wochenzeitungen vermitteln lässt.

Weder ist ihm ein Detail zu flüchtig, um daraus eine allgemeine Hypothese zu ziehen, noch liest er politische Kommentare der *FAZ*, des *Freitag* oder von *El País* weniger aufmerksam als wissenschaftliche Texte. Viel denkt er auch über Dichtung nach, zu seinen Lektüren gehört die mexikanische Barockdichterin Sor Juana. In seinem Interesse für Zeitungskommentare wirkt Antonio Gramsci nach, der italienische Marxist, dessen in der Haft geschriebene *Gefängnishefte* er im Zeitraum des Journals herausgibt. Gramsci hatte nämlich die Theorie entwickelt, dass alle Arbeiter Intellektuelle sein könnten und es zudem „organische Intellektuelle“ gebe, deren Funktion es sei, für eine der kämpfenden Klassen zu denken. Wer so herangeht, wird natürlich die *FAZ* beachten.

Immer geht es darum, Versuche der Erringung von Deutungshoheit mit Gramscis Hegemonie-Begriff einzuschätzen und ihnen entgegenzutreten. Haug drückt sich da in der Nüchternheit brecht-ähnlicher Sätzen aus: „Wenn man zu lange nicht mehr widerspricht, drückt einen all das Unwidersprochene schließlich zu Boden“, leitet er seine Kritik einer Rezension von Botho Strauß' *Beginnlosigkeit* (1992) ein. Der stets präsent Gramsci-Bezug schließt überraschende Erinnerungen ein, so wenn Haug

1992 von einem Interview berichtet, das der chilenische Putsch-General Pinochet, damals nicht mehr Staatspräsident, aber noch Oberbefehlshaber des Heeres und Senator auf Lebenszeit, der *Komsomolskaja Prawda* gab. Die russische Krise, sagt Pinochet unter dem Titel „Wie ich Russland retten würde“, sei der chilenischen ähnlich, in der er „unmittelbar zugeschlagen“ habe. Das Marx'sche *Kapital* habe er studiert, darüber hinaus aber auch Gramsci, dessen Lehre ein gefährlicher „Marxismus in neuem Gewand“ sei. Denn in ihm lebt der Kommunismus nach dem Ende des Marxismus-Leninismus weiter.

Gorbatschows blinder Fleck

In der Einführung des Marktes lag der Kern von Michael Gorbatschows Reformanstrengung. Im Rückblick wird aber deutlich, dass weder er noch andere Genossen der KPdSU eine Chance hatten, ihn so einzuführen, dass der Sozialismus gewahrt bleiben würde. Der Hauptgrund waren Gorbatschows politische Illusionen: Ihm ging es um Demokratie, der freie Markt gehörte dazu, wurde aber nicht ökonomisch begriffen. Dass Haug die teils grotesken Debatten detailliert wiedergibt, erklärt sich aus dem Interesse an der Funktion, die Intellektuelle erfüllen müssten. Die Genossen erfüllten sie denkbar schlecht, aber wer sonst hätte es versuchen sollen? Dass kein theoretischer Vorlauf für den Marktübergang produziert worden war, rächte sich nun bitter.

Zu Gorbatschows Politik zitiert der enttäuschte Haug immer neue Interpretationen, eine aber ist besonders interessant: Er habe jedenfalls bewirkt, dass der Übergang zum kapitalistischen Markt einigermaßen friedlich verlaufen sei. Die Beobachtung bleibt auch dann wichtig, wenn man umgekehrt über eine Revolution nachdenkt, die aus dem Kapitalismus herausführen würde. Dem sowjetischen Staats- und Parteichef gelang es nämlich, jahrelang Demokratie so zu propagieren, dass sich kein bedeutsamer Widerstand in der herrschenden Schicht regen konnte – selbst dann noch nicht, als Anfänge von Parlamentarismus installiert wurden –, und als es dann doch zum Militärputsch kam, 1992, war es zu spät; er brach in kürzester Zeit zusammen.

Jahrhundertwende. Werkstatt-Journal 1990 bis 2000 Wolfgang Fritz Haug Argument Verlag mit Ariadne 2016, 880 S., 38 €

Gramscis im Knast entwickelte Ideen wirken nach

Testen Sie den Freitag digital!



- 5 Wochen lesen, nur 4 bezahlen
- bereits Mittwochabend verfügbar
- optimiert für alle Endgeräte

» Jetzt bestellen auf: freitag.de/testpaket

der Freitagdigital